

vor allem im fränkischen Bayern ein, denen — obgleich konservativ gestimmt — die Union früher zu katholisch war. Diese konfessionellen Vorbehalte scheinen bei der jüngsten Wahl jedoch weithin überlagert worden zu sein von Abneigung gegenüber den SPD-fixierten Linksliberalen.

In fast allen Städten, in denen die FDP 1970 Stimmen-Rekorde von 13 Prozent und mehr erzielt hatte, konnte die Union folglich überproportionale Gewinne verbuchen, ohne die SPD nennenswert zu schwächen, so in

- ▷ Erlangen: CSU-Plus 9,6 (FDP-Minus 6,1, NPD-Minus 2,4, SPD-Minus 1,4);
- ▷ Nürnberg: CSU-Plus 8,8 (FDP-Minus 5,8, NPD-Minus 3,1, SPD-Plus 0,1);
- ▷ Gießen: CDU-Plus 7,7 (FDP-Minus 4,3, NPD-Minus 2,0, SPD-Minus 1,4).

Unions-Erfolge auf Kosten der SPD-Stammwählerschaft waren dagegen die Ausnahme. Entschieden worden seien die Wahlen, analysierte Mannheims Professor Wildenmann, nicht durch Stimmen der Arbeiter, sondern „der Angestellten und Beamten“. Der „Bürger Trend“, resümierte Infas, sehe jetzt „seine Interessen besser bei CDU bzw. CSU aufgehoben“ als bei SPD und FDP.

Vor allem in Teilen Bayerns erweist sich die Behauptung, die Union sei „tief in die Arbeiterschaft eingebrochen“ und Franz Josef Strauß neuerdings ein „Arbeiterführer“ („Die Welt“), als fragwürdig. Wie das Godesberger Infas-Institut errechnete, bezog die CSU (Nettogewinn: 330 000 Wähler) nicht mehr als 130 000 Wähler von der SPD, an die sie wiederum rund 70 000 abgeben mußte; Gewinn per saldo: 60 000.

Daß all dies gleichwohl zu einer Art „Götterdämmerung“ (Wildenmann) führte, erklären sich die Analytiker vorwiegend damit, daß die Stadt-Land-Angleichung sich bei diesen Wahlen zwar in den Städten, zugunsten der Union, kaum aber auf dem Lande, zugunsten der SPD, vollzogen hat — sei es, weil sich die Wähler mehr als sonst vor den Sozis ängstigten, sei es, weil sie die Wirtschaftslage schreckte.

Obendrein haben es, so Infas, die Sozialdemokraten nicht verstanden, die Mehrheit der Jungwähler für sich zu gewinnen: Für die Union stimmten in Bayern 217 600 und in Hessen 103 400, für die SPD jedoch nur 85 100 beziehungsweise 90 700 Erstwähler.

So schwer es den Wahlforschern letzte Woche auch zu fallen schien, die Ursachen der verwirrend anmutenden Vielzahl teils gegenläufiger Einzel-trends aufzuspüren — die politische Konsequenz der Doppelwahl, die Infas aus der Summe der Resultate heraus-

las, läßt an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig.

Hessen wurde, so Infas, zu einem „Zwei-Parteien-Land, in dem ein Machtwechsel durch Wahlen möglich ist“, Bayern hingegen hat sich „noch mehr als bisher zu einem Ein-Parteien-Land entwickelt“.

## SPD/MÜNCHEN

### Zweimal klingeln

**Bei den Wahlen in Bayern verlor die SPD ihre stolze Hochburg München. Der katastrophale Verfall ist Folge eines endlosen wie erbitterten Genossenzanks.**

Am Tag danach war der „rote Rudi“, Münchens SPD-Vorsitzender Rudolf Schöfberger, 39, nicht mehr zu erreichen — es sei denn mit einem Trick, den nur seine engste Genossenschaft kennt: Das Telefon zweimal klingeln lassen, einhängen, kurze Pause, dann noch mal wählen.

Am fernen Rhein war der Münchner Klügel-Trick nicht geläufig. Als der SPD-Vorsitzende Willy Brandt den Kollegen von der Isar fernsprechen wollte, mußten erst eingeweihte Genossen vermitteln. Eile war geboten: Brandt untersagte den für Dienstag nach der bayrischen Landtagswahl anberaumten Parteitag der Münchner SPD und kündigte an, in Kürze in Schöfbergers Unterbezirk persönlich einzugreifen.

Die Visite des Ex-Kanzlers gilt einer Parteieniederung, der es am Wahlsonntag rund 120 000 (Erst- und Zweit-) Stimmen verschlagen hat und die nun zu dem geworden ist, was manche

Münchner Genossen bewußt in Kauf genommen, wenn nicht sogar herbeigesehnt hatten — eine radikale Minderheit.

München galt mindestens seit Kriegsende als uneinnehmbare Domäne der Sozialdemokraten. Nicht einmal dem legendären CSU-Führer Dr. Josef („Ochsensepp“) Müller, der Ende der fünfziger Jahre als OB-Kandidat antrat, war es gelungen, das rote München anzuschwärzen — nun gingen auf einen Schlag alle elf Direktmandate an die CSU verloren.

In der Weltstadt mit Herz, wo sich die Leute in den Biergärten ohne Ansehen des Standes mit „Herr Nachbar“ anreden und die Kunstmaler in Schwabing wie die Gemüsehändler in der Au nahezu unbeirrbar die SPD wählten, liefen nun in manchen Vierteln ein Drittel der Kleinsiedler und Arbeiter weg.

In der heimlichen Hauptstadt, wo sich die CSU manchmal mit einem Fünftel der Stimmen begnügen mußte und über die erfolgreiche Konkurrenz stöhnte: „Die können einen Besenstiel aufstellen, dann wird auch der noch gewählt“ — da unterlagen nun prominente Sozialdemokraten wie der frühere Landeschef Volkmar Gabert oder der Münchner DGB-Chef Alois Mittermüller.

Die Wende ist Folge und Ausdruck einer jahrelangen Zerrüttung der Münchner Partei, wo der Streit um reine Lehre oder praktische Politik, marxistische Rigorismen oder reale Reformen, Volkspartei oder Klassenpartei die Organisation zerklüftete und die Genossen entzweite. Und manche Sozialdemokraten waren nicht mehr gemeinsam in einer Saal, geschweige denn an einen Tisch zu kriegen. Andere



SPD-Wahlverlierer Vogel\*: Eintracht gewollt, Zwietracht gestiftet

\* Beim Schminken am Wahltag vor den Fernseh-kameras.

blieben ganz aus. Eine Genossin legte Amt, Mandat und Mitgliedschaft nieder: „Der Ton wurde immer verletzend“, der „Haß gegen Andersdenkende immer größer“.

Und der Mann, der alles wieder kitten, die Eintracht wieder herstellen und den Haß beseitigen wollte, erwies Stärke, die keine Hilfe war: Dr. Hans-Jochen Vogel, der vom Münchner OB zum Bonner Justizminister avancierte, steigerte eher die Zwietracht, schürte den Haß — und darüber kam die Partei noch mehr zu Schanden, die in den sechziger Jahren durch absolute Mehrheiten verwöhnt worden war.

Damals sangen im Unterbezirk München die Genossen in den Sektionsversammlungen bei Bier und Brezeln noch einträchtig: „Brüder zur Sonne, zur Freiheit...“ Der Parteinachwuchs, von SPD-Nestor Wilhelm Hoegner als „vorlaute Greenhorns“ und

der damalige Landesvorsitzende Waldemar von Knoeringen, der oft in Utopien schwelgende „rote Baron“, den müden Haufen durch eine Kampagne zur „Mobilisierung der Demokratie“ aufzuscheuchen.

Wie gerufen kam da der träge gewordenen Partei eine schier weltweite Rebellion der Jugend, die sich zwischen Berkeley und Prag puristisch und theoriebesessen gegen Hunger, Krieg und Knechtschaft zu erheben schien. Bereitwillig öffnete sich die Münchner SPD diesem Zeitgeist, der sich in Gestalt von lärmenden Demonstrationen durch die Straßen wälzte.

Insbesondere die „Greenhorns“, die sich bald von den Alten in ihrer Karriere behindert wähnten, verbündeten sich mit dem lauten Jungvolk. Der jetzt gescheiterte Kandidat Kolo etwa wettete zusammen mit seinen neuen Freunden in einem 1968 zunächst geheimgehalte-

klamierte gelassen das Ende einer Ära: „Die Altgenossen müssen lernen, daß es nun nicht mehr so gemütlich ist.“

Dann kam er, der Doktor, der Einserrjurist, der nach dem Urteil seiner Mutter „schon in der Wiege ausgesehen hat wie ein Professor“, der Münchner Oberbürgermeister Hans-Jochen Vogel, der sich als Trambahnpassagier mit der alten, abgewetzten Aktentasche und durch regelmäßiges Bieranzapfen auf dem Oktoberfest soviel Publikumsgunst erworben hatte, daß er bei Kommunalwahlen bis zu 80 Prozent der Stimmen einheimsen konnte, 30 Punkte mehr als seine Partei, die SPD.

Der als „Karajan der Kommunalpolitiker“ hochgelobte Vogel, der seine Stadträte im neugotischen Rathaus am Münchner Marienplatz mit einer Glocke (Aufschrift: „Ruhe ist des Bürgers erste Pflicht“) zu dirigieren pflegte, wollte nun auch die Partei disziplinieren, die vor allem in ihren kommunalpolitischen Beschlüssen immer mehr aus dem rechten Ruder lief.

Doch noch mehr als die neuen Linken in der Partei spalteten die Disziplinierungsversuche des Oberbürgermeisters die Partei in zwei Lager. Die alten, besonnenen, rechten Genossen scharten sich um den Münchner DGB-Vorsitzenden und Stadtrat Ludwig Koch, der unter den Nazis jahrelang im Zuchthaus gesessen hatte und der nun „mit Unbehagen das schon ins Krankhafte gesteigerte Hetzspiel junger Genossen und Genossinnen“ beobachtete.

Die tatendurstigen Jungen brüteten in einem abgelegenen Keller-Klub namens „Wahrer Jakob“ über radikalen Thesen wie die Kommunalisierung von Grund und Boden und die Sozialisierung der medizinischen Versorgung. Vogel, der die Theorieflut aus dem Juso-Keller als „maßlose Programme“ abtat, die allenfalls zum „finanziellen Ruin der Stadt“ führen könnten, wurde von den Jakobinern als „Statthalter der Kapitalherrschaft“, als „Zampano marxismus urbi et orbi“ und schließlich sogar als ein Drache „Dra Dra“ beschimpft, dessen physische Vernichtung in einem Theaterstück in den Städtischen Kammerspielen vorgeführt werden sollte.

Zampano Vogel suchte nun die Entscheidung in der Partei. Unterstützt von Senior Ludwig Koch und Alt-Ministerpräsident Wilhelm Hoegner, der mit Pathos seinen Schüler verteidigte („Wer einem solchen Mann Prügel zwischen die Beine wirft, wer ihn verkrüppeln und abwürgen will, der begeht ein politisches Verbrechen an der Partei“), belastete Vogel den linken Münchner Parteivorstand mit dem unerhörten Vorwurf, der habe „den Rechtsstaat ins Zwielficht“ gebracht.

Auf einem Sonderparteitag der Münchner SPD im Hofbräuhaus statuierte Vogel ein in der lokalen Parteige-



„Ungastliches Vogelhäuschen“

Nürnberger Nachrichten

„junge Dachse“ in Schach gehalten, machte in Wahlkämpfen öffentlich Klimmzüge in bunten SPD-Trikots (so der jetzt als Münchner Direktkandidat durchgefallene Hans Kolo) oder schwamm mit korporierten CSU-Studenten um die Wette (so der inzwischen abtrünnig gewordene Ex-Juso-Chef Günther Müller).

In den mit Traditionselementen geschmückten SPD-Wirtshäusern machte sich die behäbige Lebensart einer königlich-bayerischen Sozialdemokratie breit. Am Ende verschwendete das verspießerte Münchner SPD-Bürgertum ganze Partei-Abende auf die Frage, ob denn das genossenschaftliche „Du“ überhaupt noch zeitgemäß sei.

Selbst ein parteiamtlicher Kommissionsbericht registrierte in den sechziger Jahren den „faden Beigeschmack“ der Versammlungsreden und den „lieb gewordenen, bequemen Trott“ bei den Sektionstreffen. Vergeblich versuchte

nen Juso-Manifest, das in dem bayerischen Bergwerksort Hausham entstand, gegen die eigene Partei, die sich „beseelt von dem Wunsche, beim Spießbürger salonfähig zu werden, immer mehr der vorherrschenden Bewußtseinslage angepaßt“ habe.

Das falsche Bewußtsein und die brave Behäbigkeit in der Partei wurden nun von tatendurstigen, oft akademisch gebildeten Neulingen traktiert, die ihr Vokabular bei Vietnam-Protesten und Hochschul-Krawallen scharfgemacht hatten. Die Diskussionen in den Sektionsversammlungen pflegten sich nun bis weit nach Mitternacht hinzuziehen. Jede Rücksicht auf Arbeiter und Berufstätige wurde zynisch abgetan als „Werkbankfetischismus“, so der damalige Münchner Juso-Chef Siegmund Geiselberger. Die Senioren, die zur Disziplin ermahnten, wurden als „alte Depen“ beschimpft. Der damalige Juso-Landeschef Rudolf Schöfberger pro-

schichte einmaliges Exempel. Er stürzte den gesamten Unterbezirksvorstand per Mißtrauensantrag.

Doch die Entscheidung hielt nur ein Jahr. Dann hatte der frühere Juso-Chef Rudolf Schöfberger den Vorsitz für die Linken zurückerobert. Der rundliche Rechtsanwalt, der gern lange schläft, in der Badewanne Zeitung liest und dem Tabakschnupfen frönt, hatte die Basis gegen Vogel mobilisiert: „Wir brauchen keinen zweiten Franz Josef, wir werden keinen zweiten Franz Josef haben.“

Seinen gescheiterten Favoriten für den Münchner Parteivorstand, den Agrarexperten Georg Kronawitter, hatte Vogel schon vorher als neuen Oberbürgermeister lanciert. Damit hatten sich die zerstrittenen Flügel geradezu institutionalisiert: Der „Wahre Jakob“ hauste nun in der Parteizentrale am Oberanger, und die Vogel-Freunde nisteten im Rathaus.

Verwundert betrachteten erfahrene Genossen aus der Ferne die Münchner

Szene. Willy Brandt urteilte milde und achselzuckend: „In Bayern gehen die Uhren anders.“ Herbert Wehner urteilte über den Vogel-Kurs schärfer: „Er hat gesagt, warum er das macht; der will was werden.“

Vogel („I wuil nix werd'n“) wurde SPD-Landesvorsitzender in Bayern und Minister in Bonn. Am Ende war es dann soweit, daß Vogel-Freund und Mitglied des SPD-Landespräsidiums Willi Rother, DGB-Chef im Freistaat, die bayrischen Gewerkschaftsmitglieder mit der Erwägung irritierte, auch ein CSU-Kandidat könne mancherorts „mehr Garant für die Durchsetzung gewerkschaftlicher Forderungen“ sein als jene „selbsternannten Propheten der Arbeitnehmer“. Und Partei-Ideologe Siegmund Geiselberger, der noch kurz vor der Wahl mit Enteignungsparolen Stammwähler verschreckte, war schließlich die eigene Partei auch ziemlich Wurscht: „Es ist mir scheißegal, ob die SPD die Mehrheit hat, wenn sie CSU-Politik macht.“

Die Münchner Wähler hielten sich daran. Die Wahlen sind verloren — die Münchner Schlachtordnung ist geblieben.

Die Rathaus-Rechten, die erst bei den Kommunalwahlen 1978 wieder zur Wahl stehen, forderten schon einen Tag nach der Wahl den Rücktritt des gesamten Unterbezirksvorstandes. Und die Parteilinke ist sich ihrer Basis sicherer denn je, denn „der Vogel von 1974 ist nicht mehr der von '68“, so der frühere Juso-Landeschef Klaus-Ulrich Spiegel. Selbst „alte Genossen schwingen jetzt ihre Krückstöcke, wenn sie Vogel sehen“. In der Tat hat sich beispielsweise inzwischen Vogel-Freund Hoegner von seinem Schützling distanziert: „Als Widerspruch auftauchte, hat er sich festgebissen.“

Konsequenterweise fordert denn auch der linke Flügel in München, wenn auch vorerst nur leise: „Die SPD hat erst dann wieder eine Chance, wenn der Vogel weg ist.“ Jede halbherzige Lösung, so Spiegel, wäre „eine Perpetuierung der jetzigen Scheiße“.

## „Der Runds Schlag hat uns getroffen“

SPIEGEL-Interview mit dem Münchner SPD-Chef Rudolf Schöfberger über die Wahlniederlage

**SPIEGEL:** Die SPD in München hat es geschafft, sich auf Null zu bringen. Alle elf Direkt-Mandate sind bei den Landtagswahlen an die CSU gegangen. Was nun?

**SCHÖFBERGER:** Ich will mich nicht aus der Verantwortung stehlen. Aber der Vorwurf, daß wir dies geschafft haben, ist ungerecht. Alle haben verloren, alle bayrischen Sozialdemokraten: von Hans-Jochen Vogel bis Hans Kolo und von Hedi Westphal bis Rudi Schöfberger. Der Runds Schlag hat uns getroffen. Wir haben die Konsequenzen zu ziehen.

**SPIEGEL:** Welche Konsequenzen?

**SCHÖFBERGER:** Wir müssen Grundsätze und Arbeitsprogramm der Münchner SPD überdenken. Wir haben aber keinen Kurswechsel im Sinne, wir wollen nicht abschwören. Politische Ideen und Inhalte, die weder beim Mitbürger umsetzbar, noch parlamentarisch durchsetzbar sind, nur Verwirrung stiften und Widerstände provozieren, widersprechen jedoch dem Selbstverständnis der Münchner SPD. Das soll es in Zukunft nicht mehr geben, sonst schrumpfen wir zu einer Sekte.

**SPIEGEL:** Sie haben die politischen Verhältnisse in München auf den Kopf gestellt. Vor vier Jahren führte Ihre Partei mit 48 Prozent gegenüber der CSU mit 38 Prozent. Nun ist es beinahe umgekehrt. Wer ist schuld?

**SCHÖFBERGER:** Die ganze bayrische SPD ist betroffen.

**SPIEGEL:** Die bayrische SPD ist hauptsächlich durch das Desaster in München betroffen. Von insgesamt rund 335 000 verlorenen (Erst- und Zweit-) Stimmen entfallen auf München rund 120 000. Das sind knapp zwei Fünftel, obschon die Landeshauptstadt nur ein Zehntel der bayrischen Wähler stellt.

**SCHÖFBERGER:** Ich will mich nicht etwa in anderer Leute Verlusten

aalen. Aber es ist doch nicht so, daß nur wir verloren haben. Augsburg-West minus 5,0; Neu-Ulm minus 6,5; Hof-Ost minus 6,7; München-Land minus 7,1. Ich nehme an, daß der Einfluß des Münchner SPD-Vorstandes nicht unbedingt bis Hof reicht. Ich muß Versuchen vorbeugen, das ganze Desaster der bayrischen SPD den Münchner Genossen anzulasten.

**SPIEGEL:** Die Münchner SPD ist ein Torso. Je nach Schattierung sollen die Köpfe der jeweiligen Gegengruppe rollen. Vogel soll weg — das wollen nach dem Debakel fast alle. Münchens Oberbürgermeister Kronawitter ist fällig — das meint die Münchner Basis. Der Vorstand soll en bloc zurücktreten — das fordert die SPD-Rathausfraktion. Der Vorsitzende Schöfberger ist nicht mehr tragbar — das sagen Genossen aus der Provinz.

**SCHÖFBERGER:** Ja, wenn wir alle zurücktreten würden, dann wäre die bayrische SPD kopflos. Aber wir sind ja kein Schönwetter-Vorstand, der desertiert, wenn es mal dreckig hergeht. Und zum zweiten, wir wollen nicht ohne Licht weiterfahren, sondern auf dem Parteitag in drei Wochen ein Arbeitsprogramm vorlegen. Und dann werden wir die Vertrauensfrage stellen. Wenn die Mehrheit meint, wir sollen gehen, dann sagen wir: Wählt einen anderen Vorstand.

**SPIEGEL:** Soll auch der bayrische SPD-Chef Vogel gehen?



Münchner SPD-Chef Schöfberger  
„Der Flugsand ist weg“